

Sabine Durrant

DER BESTSELLER
AUS ENGLAND

DIE HOCH-
STAPLER

Roman



Kapitel drei

Am nächsten Morgen rief ich Andrew an, um ihn nach Alices Nummer zu fragen. Falls er erstaunt war, verbarg er es gut. »Na klar, Moment mal«, sagte er. Darauf begann er herumzuschimpfen. »Entschuldige ... ich bin einfach zu blöd ... warte eine Sekunde ...«, murmelte er. Er bezeichnete sich selbst als »Technikflasche« und konnte während des Telefonierens nicht auf seine Kontaktliste zugreifen. »Tina!«, rief er. Dann endlich: »So, hier hätten wir sie. Alice Mackenzie. Büro, privat oder mobil – oder vielleicht alle drei?«

»Mobil«, erwiderte ich. Ich rollte die Christbaumkugel aus seiner Hecke zwischen den Fingern und spürte, wie der Glitzer sich in körnigen Staub verwandelte.

»Okay.« Er hielt inne. »Rufst du sie jetzt oder erst nach deiner Geschäftsreise an?«

»Was für einer Geschäftsreise?«

»New York.«

»Ach ja.«

Wieder eine Pause. Dann meinte er: »Hör zu, ich weiß, dass ich mich wie ein Idiot benehme. Aber ich kann nicht anders, als den Beschützer zu spielen. Ali hat so schwere Zeiten hinter sich – Harrys Tod hat sie entsetzlich mitgenommen. Sie hat alles wundervoll gemeistert, und ihre Kinder sind toll. Doch sie ist noch immer nicht wieder auf dem Damm. Mir und Tina, uns beiden, bedeutet sie sehr viel. Ich möchte nicht, dass sie verletzt oder gekränkt wird, oder ... So, ich habe genug gesagt. Ende des Vortrags.«

Was hätte ein besserer Mann, als ich es bin, wohl geantwortet? »Du hast völlig recht. Meine Absichten sind absolut unehrenhaft. Deine Worte haben mich zur Vernunft gebracht, und ich werde einen respektvollen Rückzieher machen.« Wirklich? Hätte sich *irgendjemand* seine selbstgerechte kleine Moralpredigt angehört und so reagiert?

»Ich tue und lasse, was mir gefällt, du aufdringlicher kleiner Idiot«, hätte ich am liebsten erwidert. Doch ich sagte genau das, was von mir erwartet wurde. Ich beteuerte meine Aufrichtigkeit so glaubhaft, dass ich es mir beinahe selbst abkaufte.

Und so wurde die Nummer gehorsam herausgerückt. Jede Ziffer langsam diktiert, als müsste Andrew sie sich, wider besseres Wissen, aus dem Herzen reißen.

Ich verabredete mich mit Alice für einen Dienstagabend in zehn Tagen. Ein seltsamer Zeitpunkt, doch ihr Terminkalender war mit Besuchen an der Universität, Einspruchsfristen und Elternabenden vollgepackt und alles »unglaublich kompliziert«. Die Wartezeit war mir

zu lang. Im Laufe der Tage verlor die Idee zunehmend an Reiz. Und als der fragliche Abend da war, hatte ich ganz vergessen, was ich eigentlich an ihr gefunden hatte.

Dennoch ist ein Date ein Date, und ich bin schließlich ein Gentleman. Damals war Andrew Edmunds, ein kleines, verschwiegenes Restaurant in Soho, mein Lieblingslokal. Von Kerzen erleuchtet und ein wenig künstlerisch ausgeflippt, eignete es sich ausgezeichnet für derartige Zwecke. Mir gefiel die Vorstellung, es könnte etwas über *mich* aussagen, dass ich mich dort so zu Hause fühlte. Außerdem bekam ich dreißig Prozent Rabatt, weil ich die Tochter des Geschäftsführers durch die Englischprüfung geboxt hatte: *Othello* (sie schrieb eine glatte Eins).

Ich kam zu früh und stellte enttäuscht fest, dass Alice bereits vor mir eingetroffen war. Sie trank ein Glas Wein und blätterte einige Papiere durch. Bei meinem Anblick stopfte sie sie, zusammen mit einem dicken in Krokodillede gebundenen Terminkalender, Format DIN-A-3, in eine riesige Ledertasche, erhob sich rasch und hielt mir die Hand hin. Sie trug einen marineblauen Rock, eine hochgeschlossene weiße Bluse und flache, kniehohe schwarze Stiefel. Ihr Haar war zurückgebunden, und sie war, bis auf den wenig schmeichelhaften rosafarbenen Lippenstift, ungeschminkt.

Sie entschuldigte sich dafür, dass sie so nach Büro aussah. Den ganzen Nachmittag hatte sie bei Gericht verbracht: eine kongolesische Jugendliche, Eilerschülerin in Barnet, sollte ausgewiesen werden, wenn sie in einem Monat volljährig wurde. Ja, ich hätte recht, es lauge sie emotional aus. Immerhin sei ihre eigene Tochter fast genauso alt, weshalb es ihr noch mehr an die Nieren ginge.

»Phoebe?«, fragte ich. »Die, die bald auszieht?«

»Ja. Sie hat im September einen Studienplatz in Anglistik in Leeds. Falls sie die Noten schafft.«

»Oh. Erst im September.«

»Der kommt früh genug. Ich kann es kaum ertragen. Sie wird eine solche Lücke hinterlassen.«

»Du könntest dir einen Untermieter suchen.«

»Eigentlich will sie Journalistin werden. Andrew hat mir erzählt, dass du manchmal für Zeitungen schreibst.«

»Stimmt. Und falls sie meinen Rat braucht, helfe ich natürlich gern. Was auch immer sie braucht, um beruflich weiterzukommen.«

»Das wäre nett. Danke.«

Wir bestellten unser Essen – Wildbachforelle und das Perlhuhn spezial. Ich erfuhr mehr über ihre Kinder. Auf Phoebe, die Älteste, seien noch zwei Jungen gefolgt (Louis, sechzehn, und Frank, vierzehn). Außerdem erwähnte sie einige Male ihren verstorbenen Mann. »Frank ist geradeheraus«, teilte sie mir mit. »Genau wie Harry, für jeden Spaß zu haben.« Louis sei eher ein düsterer Charakter und mache gerade eine schwierige Phase durch, »in der er seinen Vater natürlich noch mehr vermisse«. Bei diesen Worten seufzte sie und berührte mit dem Mittelfinger der linken Hand leicht den Tränensack unter dem linken Auge. Da ihre

Augen trocken waren, wirkte die Geste gekünstelt oder zumindest routiniert; ein automatischer Test, vielleicht ein Relikt aus den Zeiten, als da noch Tränen geflossen waren. Wie in Andrews Garten hatte ich den Eindruck, dass sie eine Menge verschwieg, auch wenn sie einem scheinbar ihr Herz ausschüttete.

Mein Stuhl befand sich neben dem Eingang zur Küche, und der Kellner rempelte jedes Mal dagegen, wenn er vorbeikam. Tür auf, Tür zu. Allmählich fiel es mir schwer, mich zu konzentrieren. Ich war unruhig, meine Knie zuckten, und ich fühlte mich nicht in Bestform. Sobald die Teller abgeräumt waren, beschloss ich, der Sache ein Ende zu bereiten, indem ich sie auf einen Kaffee zu mir nach Hause einlud. Zu meiner Überraschung nahm sie an. Es regnete, und die Gehwege waren glitschig – vielleicht erfinde ich das ja auch nur: Sämtliche meiner Erinnerungen scheinen etwas mit Regen zu tun zu haben. Sie piff ein Taxi herbei, ein richtiger Pfiif auf zwei Fingern, bei dem einem die Haare zu Berge stehen. Mich machte das sofort scharf. Als wir zehn Minuten später in meine Straße einbogen, bestand sie darauf zu bezahlen. Auf dem Weg die Treppe hinauf, während ihre Umhängetasche immer wieder gegen das Geländer stieß, verkündete sie, es sei bezaubernd hier. Auf der Schwelle meiner Wohnung begeisterte sie sich über meinen Geschmack und mein Stilgefühl, um ihre Verlegenheit zu tarnen. »Oh ja. Oh ja. Wirklich reizend.«

Ich zündete mir eine Zigarette an, machte mich in der Küche an der Kaffeemaschine zu schaffen und lauschte, während sie im Wohnzimmer umherging. Jedes Knarren der Dielenbretter verriet mir, vor welchem Bild oder Bücherregal sie gerade stand.

»Ich liebe den ›twiggy bird!«, rief sie aus. Sie befand sich vor dem Schwarzweißdruck über dem Kamin.

»Eine Kaltnadelradierung«, erwiderte ich. »Von Kate Boxer.«

»Spielst du Klavier?«, fragte sie kurz darauf. Sie kramte in Alex' Notenhaufen neben dem Sofa.

»Schrecklich eingerostet«, antwortete ich. »Seit meiner Kindheit nicht mehr.«

Ich genehmigte mir einen Schluck Whisky aus meinem Vorrat für Notfälle und dann noch ein paar mehr. Als Persephone sich um meine Beine schlängelte, gab ich ihr eine Untertasse Milch. Ich war nicht ganz sicher, wie ich weiter vorgehen sollte. War das eine Verführungsszene? Ich wusste nicht, wie das bei älteren Frauen funktionierte. Würde sie eine sensiblere und zurückhaltende Herangehensweise bevorzugen? Aber warum zerbrach ich mir überhaupt den Kopf darüber? Ich kam nicht auf die Idee, ihr die Wahrheit zu sagen, nämlich, dass das Leben, das die Wohnung widerspiegelte, nicht mein eigenes war. Nicht, weil ich mich geniert hätte, obwohl das vielleicht angebracht gewesen wäre: ein Mann von zweiundvierzig Jahren, der nichts vorzuweisen hatte als einige Müllsäcke auf dem Speicher seiner Mutter. Nein, ich sah einfach keinen Sinn darin. Und was, wenn ich in einer Woche auf der Straße landen würde? Ich rechnete ohnehin nicht damit, sie jemals wiederzusehen.

Als ich mit dem Kaffee hereinkam, saß sie auf dem Sofa und betrachtete das gerahmte Photo aus dem Trinity College. Natürlich gehörte es Alex, doch da wir uns dort kennengelernt hatten, hätte es genauso gut meins sein können. »Ich habe es im Klo von der Wand genommen. Hoffentlich stört es dich nicht. Ich suche dich.« Ihr Finger fuhr eine

Reihe junger, rundlicher und arroganter Gesichter entlang. »Aha!« Sie lächelte. »Längere Haare ... Wo ist Andrew?«

Ich beugte mich vor, um besser sehen zu können. Blasses Gesicht, spitze Nase, selbstgerechte Miene. »In der ersten Reihe, Mitte.«

»Oh ja. Auch längere Haare.«

»Mehr Haare.«

»Sei nicht so gemein.« Sie lachte und musterte das Foto. »Ich kann Florrie nicht finden. Ist sie drauf?«

»Nein. Sie kam erst später. In meinem dritten Jahr.«

Sie legte das Foto neben sich aufs Sofa und betrachtete mich. »Warst *du* glücklich?«

Einen Moment hielt ich inne und fragte mich, was sie meinte. »Ja, sehr«, sagte ich schließlich.

»Ich weiß noch, dass ich das College bei meinen Besuchen immer sehr grandios fand. Die Leute dort waren entweder auch sehr grandios oder sehr klein. In Bristol, wo ich studiert habe, konnte man alles sein. Aber dort war man entweder das eine oder das andere.«

»Vielleicht hast du recht.«

Sie trank einen Schluck Cappuccino. Als ihr eine Locke nach vorne rutschte, bemerkte ich graue Strähnen zwischen den blonden Haaren.

»Und du?«, fragte ich. »Warst du als Kind glücklich?«

Das war eine meiner üblichen Anmachsprüche. Alice reagierte wie vorausgesehen: ein bescheidenes Achselzucken und dann eine Art Strahlen – sie hatte überhaupt nichts dagegen, stundenlang von sich zu erzählen. Sie war als einziges Kind eines Anwalts und einer Hochschuldozentin im Norden von London aufgewachsen. Privatschule, danach Bristol, wo sie Harry begegnet war. Ein goldenes, vom Glück gesegnetes Leben, sagte sie.

»Es ist hart, mit Privilegien zu leben, nicht wahr?« Sie wies auf die Wohnung, die Bilder, die antiken Möbel und die Bücherregale. »Hast du nie ein schlechtes Gewissen, weil alles so leicht ist für uns und weil Leute wie wir so viel von unseren Eltern auf einem silbernen Tablett überreicht bekommen haben?«

Mir krampfte sich die Brust etwas zusammen. Ich hatte das Bedürfnis, mir alles von der Seele zu reden. Als ob ich ihr hätte schildern können, wie schwierig es gewesen war, nicht so leben zu müssen wie meine Eltern. Wie ich ihren mangelnden Ehrgeiz und ihre Bereitschaft, sich bescheiden mit dem Mittelmaß zufriedenzugeben, gehasst hatte. Ich fragte mich, wie privilegiert *sie* wohl wirklich war. Wie reich war diese wohlhabende Dame? Wie viel hatte Harry ihr hinterlassen? Wie groß war ihr Haus? Es gelang mir ein weises Nicken. »Ja, wahrscheinlich muss man sich das vor Augen halten und ... tja, sein Bestes tun, um etwas zurückzugeben.«

Sie legte mir die Hand auf den Arm. »Ich wusste, dass du das verstehen würdest. Deshalb übe ich meinen Beruf aus. Andrew schilt mich immer, weil ich nicht in einer Kanzlei wie der seinen arbeite und Wirtschaftsrecht praktiziere. Doch das würde mich nicht glücklich

machen. Ich habe immer für die Benachteiligten gekämpft, für die Leute, die sich kein Gehör verschaffen können.«

Sie schüttelte den Kopf und trank noch einen Schluck Kaffee. »Du schreibst Bücher«, sagte sie. »Das ist in gewisser Weise auch ein großzügiger Akt. Dazu musst du dich öffnen.«

»Ja. Das muss man wirklich.«

»Hast du momentan etwas in Arbeit?«

Als ich ihr eine Zigarette anbot, schüttelte sie den Kopf. Ich zündete mir selbst eine an. »Ja, in der Tat. Einen Roman über London, über Einwanderung, über die Benachteiligten. Die Lage der Nation und so ...«

Alles erlogen.

»Hast du schon einen Verlag? Ich weiß nicht, wie so was funktioniert.«

»Mehr oder weniger.« Ich lehnte mich zurück und wechselte das Thema. »Andrew sagt, du engagierst dich sehr für wohltätige Zwecke.«

»Ich sitze in verschiedenen Gremien. Jasmine wiederzufinden ist mein wichtigstes Anliegen. Dafür empfinde ich am leidenschaftlichsten. Andrew hilft mir dabei. In gewisser Weise fasst es alles zusammen, was ich gerade gesagt habe. Du weißt, dass Jasmine kein niedliches blondes Mittelschicht-Kleinkind war wie Madeleine McCann. Sie war vierzehn. Aber immer noch ein Kind. Sie hat genauso viel Aufmerksamkeit von Polizei und Medien verdient, doch es schien niemanden sonderlich zu interessieren.«

»Das muss hart sein«, sagte ich, bemüht, dabei selbst interessiert zu klingen.

Sie griff nach dem Feuerzeug, das ich auf den Tisch gelegt hatte, und drehte es in den Händen hin und her. Das Wort »Dyptique« leuchtete im Licht der Lampe auf schwarzem Hintergrund auf. »Ich weiß, dass du ein berühmter Frauenheld bist«, stellte sie fest. »Ich bin nicht ganz sicher, was ich hier soll.«

Ich erschrak. »Das stimmt nicht«, protestierte ich.

»Was stimmt nicht?«

»Dass ich ein berühmter Frauenheld bin.«

»Andrew findet, du seist ein schlechter Mensch.«

»Wirklich? Herrje. Tja, ich weiß nicht, was er damit meint ...«

»Er sagt, dass du Frauen schlecht behandelst. Dass du keinen Respekt vor ihnen hast.«

»Echt? Das hat er gesagt?«

Inzwischen musterte sie mich aufmerksam.

»Vielleicht« – ich setzte mein bestes träges Lächeln auf – »habe ich bis jetzt noch nicht die richtige Frau kennengelernt.«

Sie hatte die Kaffeetasse auf dem Knie stehen. Nun steckte sie den Finger hinein, um den letzten Schaum herauszuschöpfen, und tupfte ihn sich auf die Zunge – ein weißes Aufblitzen auf Rosa. Dabei ließ sie mich nicht aus den Augen. Flirtete sie? Mir kam das unwahrscheinlich vor, und doch fühlte ich mich auf eigenartige Weise geschmeichelt, sofern es sich doch so verhalten hätte. (Trotz allem, was sie sagte, begehrte sie mich dennoch.) »Ich muss los«, verkündete sie, ohne sich von der Stelle zu rühren.